

Der Inquisitor.

Erzählung von E. Burton Wells.

Graphologie und dergleichen Wissenschaften sind leider nur halbe Wahrheit, bemerkte Feneston, und damit war dem Stimmengewirr um den Tisch Einhalt getan.

„Meinen Sie?“ fragte Mrs. Graham und hob ihr Auge mit einem zärtlichen Aufblicken zu ihm empor.

Feneston wendete ihr sein hageres Gesicht mit den hochgewölbten Brauen und dem wissenden Blick vollends zu und betrachtete sie forschend.

Sie war eine schlanke, reich und reizend gekleidete Dame, von einer harmonischen in ihren Bewegungen und Gedanken, daß sich im angestrebten Beobachter der Eindruck auslebte, es sei ihr Leib die notwendige Hülle für einen Geist, der darin blühte und glänzte wie ein Licht hinter farbigen Glas.

Mrs. Graham hatte die Londoner Gesellschaft im Sturm erobert. Im Grunde nicht schwer für eine amerikanische Witwe, deren äußere Schönheit ansehend von Reichtum und einem unergründlichen Verstand unterstützt war. Viel wußte man nicht von ihr. Sie besprach nicht gern Persönliches. Doch ihrem Wesen nach hätte man sie gern „süß“ und „gut“ genannt, wenn man noch einem Ausdruck für jene schillernde Eigenschaft an ihr suchte, die vielleicht anmaßungslos mit „Zärtlichkeit“ bezeichnet werden konnte.

Von Feneston hieß es, er hätte sie erfolgreich geliebt. Lange betrachtete er sie jetzt mit einem tiefen, verwirrten Blick, als wolle er sich erst ein Urteil bilden, ehe er zur Antwort schritt. Sie hob verlegen die Schultern und schob nervös ihr Besten auf dem Teller vor sich hin und her.

„Ich meine,“ sagte endlich der Professor, „daß man sowohl in der Graphologie wie auch in anderen Forschungen dieser Art bis zu einer gewissen Grenze kommt. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausdrücke,“ fuhr er finnend fort. „Wenn ich von Graphologie oder vom Lesen aus den Linien der Handfläche spreche, so entsteht ein allgemeines Stillschweigen ringsum. Warum? Weil man von mir erwartet, Bestimmtes aufzuweisen, den Schleier vom Leben einzeln zu ziehen, die Zukunft zu prophezeien. Dies ist leider nicht möglich.“

Es entstand eine allgemeine Bewegung. Unbeherrschbar fuhr Feneston fort: „Nicht möglich! Wohl vermag ich die Charakterzüge aus der Hand eines jeden Anwesenden zu lesen, seinen Lebenswandel, die schönen und häßlichen Triebe, die in seiner Natur liegen, zu entziffern, aber das ist nicht im Verhältnis zu dem, was Sie verlangen. Sie wollen Ihre Zukunft hören! Die kenne ich nicht.“ Mrs. Graham, sagte er leicht hin, „wenn Sie mir Ihre Handfläche zeigen, so zerliedere ich hier vor Ihren Freunden Ihren Charakter und teile Ihnen mit, welchen Einfluß er auf Ihr Leben ausübt.“ Kurz, ich kann Ihnen wahrheitsgemäß klarlegen, was für eine Art Frau Sie sind. Nichts soll Ihnen verschwiegen bleiben — absolut nichts. Ich will Ihnen den Spiegel Ihres Inneren vorhalten, worin Sie auch nicht den kleinsten Fehler, die versteckteste Tugend missen sollen. Reichen Sie mir Ihre Hand!“

Eine spannende Pause trat ein. Dann wach Mrs. Graham instinktiv zurück. Feneston sah die glühende Röte auf ihrem Nacken schwinden. Ihr Lachen klang gezwungen, und rasch legte sie die Hand auf ihren Hüften.

„Sie nützen unsere Freundschaft, erlauben aus. Meinem Charakter preiszugeben!“ protestierte Mrs. Graham in atemloser Aufregung.

„Nein, Sie. Es ist Ihnen bisher nie die Sunst zu Teil geworden, aus meiner Handfläche zu lesen — und dabei soll es auch fern-er bleiben.“

Ein leises Aufschauen begleitete ihre Zurückweisung. Unter diesem Deckmantel konnte Feneston für einen Augenblick ihren scheuen Blick.

„Sie fürchten?“ fragte er flüsternd.

„Ich weise zurück.“ Sie rief den Blick von ihm los.

„Sehen Sie!“ erklärte Feneston als Antwort auf das Gelächter um den Tisch. „Die Wahrheit mögen wir nicht, selbst wenn Sie uns angeboten wird. Ich könnte Ihnen einen Fall erzählen.“

„Ein persönliches Erlebnis?“ fragte eine männliche Stimme am anderen Ende des Tisches.

„Das seltsamste und bezeichnendste persönliche Erlebnis, das mir je begegnete,“ erwiderte Feneston entschieden.

Bei dem Chorus der Aufforderungen, der diesen Worten folgte, wendete sich Feneston zu der Wittin, als erwartete er von ihr die Erlaubnis, das Erlebnis erzählen zu dürfen.

Sie erteilte für ihn denn auch höflich. Dann befohl sie dem Diener: „Bringen Sie mir die Schärpe, die ich im Salon zurückließ.“ Ein leichter Schauer überflog sie.

„Freuen Sie?“

„Nein.“ Sie verzog die Lippen zu einem konventionellen Lächeln: „Es zieht hier, glaube ich.“

„Mit ist nicht die Gabe des Erzählers verliehen,“ sagte Feneston ägernd. „Und ich weiß nicht, ob ich Ihnen das, was mir heute noch mit graufamer Lebhaftigkeit in Erinnerung ist, vor Augen führen kann.“

Es war zu jener Zeit, da ich mich mit dem Studium der Graphologie und der Kunst beschäftigte, aus den Linien der Hand zu lesen. Die Zeitungen erfahnten die Sache und wußten viel über einen Professor der Psychologie zu schreiben, der mit Erfolg okkulte Wissenschaft betriebe.“

„Ich erinnere mich, daß Ihr Name in aller Munde war,“ warf einer der Herren ein.

„Zu der Zeit befand ich mich in Paris,“ fuhr der Professor fort. „Durch ein Telegramm war ich dort hin berufen worden. Es war kalt und trüb draußen. Ich war mit mir im Streite, ob ich ausgehen sollte oder nicht, da brachte mir ein Hoteljunge — ich wohnte im Continental — die Meldung, es stehe ein Mann draußen, der mich in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Diese Abwechslung war mir bei meiner unbedinglichen Gemütsstimmung willkommen.“

Feneston ließ wegen der merkwürdigen Spannung und Unruhe um den Tisch, eine Kunstpause eintreten. Dann fuhr er fort:

„Ich wollte, es stände in meiner Macht, Ihnen das Bild des Mannes zu veranschaulichen, der in meinem Zimmer erschien. Des öfteren habe ich die Wirtungen des inneren Seelenlebens auf den äußeren Menschen gesehen und studiert. Aber niemals bis dahin war mir eine so offensbare, hoffnungslose Verzweiflung vor Augen getreten, wie sie das Gesicht dieses Mannes zeigte. Es war eingefallen, voll kummervoller Falten, mit zusammengekniffenen Lidern, als schmerze ihn das Tageslicht. Für einen Künstler — für den ich ihn hielt, und ich ging nicht weit fehl — war er schäblich gekleidet. Er war gekommen, sagte er mir geradezu und ohne Erlaubnis, um sich von mir aus den Linien der Hand lesen zu lassen. Es handelte sich bei ihm um Leben und Tod.“

Feneston schwieg einen Augenblick. „An der leidenschaftlichen, monotonen Sprechweise des Mannes erkannte ich, daß er die Wahrheit sprach. Auf meine Frage erfuhr ich, es sei seine Frau, deren Handlinien ich zu entziffern hätte. Und auf meine weitere Frage, ob sie nichts dagegen haben würde, erwiderte er ausdrucklos: „Sie wird nichts dagegen haben!“

Feneston zuckte die Achseln: „So willigte ich denn ein. Ganz abgesehen davon, hielt mich der Mann in einer Art Bann. Er mußte das fühlen. Denn er sprach sehr beschleunigt als bittend. Als er von dem Cab Erwähnung tat, das ihn unten erwartete und meine Begleitung begehrt, folgte ich ihm willig. Warum er meinen Rat einholte, nicht aber den eines regelrechten Wahrsagers, fragte ich ihn. Worauf er mit schmerzlicher Stimme antwortete: „Weil Sie ein Gelehrter sind und der Wahrheit nachgehen. Die werden Sie mir sagen. Und die Wahrheit muß ich wissen — um jeden Preis!“

Lier erkannte ich die Tragödie in Fleisch und Blut, einen Fall, der keineswegs schwächlichen Motiven entsprungen sein konnte.

Wir stiegen in das Cab, und der Fremde nannte eine Adresse im Quartier Latin. Während der Fahrt schwieg er beharlich. Seine Hand lag fest geballt auf seinem Knie. Diese Hand sagte mir, daß der Mann seine Selbstbeherrschung mit aller Energie aufrecht erhielt und sich durch nichts verraten wollte, bis seine Absicht ausgeführt war.

Das Haus, vor dem wir ausstiegen, war sogar für das Quartier Latin auffallend schmuckig. Wir durchquerten einen dunklen Hof und stiegen eine gut erhaltene Wendeltreppe hinauf, immer höher bis zum Himmel! Vor einer schmalen Tür im dritten Stockwerk blieb mein Führer stehen, zündete ein Zündholz an, um das Schlüsselloch zu finden. Das Lachen eines Kindes unterbrach die Stille. Die Hand des Mannes zuckte.

„Sie wissen nicht,“ sagte er mit verstörter Stimme, stieß die Tür auf und eilte hastig ins Zimmer, wo es kalt und finstern war. Zwei Kerzen zündete er an, die auf dem Tisch brannten.

Das Gemach war eine Kombination von Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer zugleich. Eine anheimelnde Atmosphäre herrschte in dem Raum. Kleine Blumenbüschel standen auf dem Fenster Sims, worin reizende Blümchen blühten. Im Arbeitsstod auf dem Tisch lag, wie mit eiligen Fingern hingeworfen, ein Kinderstrumpf, alles ringsum verriet den wohlthätigen Einfluß einer Frau. Eine Hand legte sich auf meine Schulter und schob mich vorwärts. Da sah ich mich einem Bett gegenüber gestellt, das meinem umherstehenden Auge entgangen war. Ein Frauen- gesicht lag darin ausgestreckt. Beim Anblick des wirren blonden Haars und eines bleichen, stilen Gesichtes wollte ich mich distret zurückziehen. Aber der Mann hielt meinen Arm

mit energischem Griff fest: „Ich will, daß Sie aus Ihren Handlinien lesen.“

Ich näherte mich dem Bett und betrachtete neugierig das ausgestreckte Weib. Es war eine fast kindlich zu nennende Gestalt mit einem sehr jungen Gesicht voll steinerner Ruhe. Die hoch emporgezogene Bettdecke regte sich nicht bei den etwaign Bewegungen ihrer Atemzüge. Unheimlich durchschauerte es mich.

„Schläft Sie?“ flüsterte ich.

„Sie ist tot,“ antwortete er, drachte ein Licht und hielt es über dem Bett. Er mußte mein Entsetzen und meine Entrüstung bemerkt haben, denn er blickte mir fest in die Augen und wiederholte seine Bitte im selben Tone: „Ich will, daß Sie aus Ihrer Hand lesen!“

„Warum, Mensch!“ rief ich und wich angeekelt von ihm zurück. „Das Weib ist tot! Es hat keine Zukunft mehr.“

„Ich frage nicht nach ihrer Zukunft,“ sagte er langsam und ruhig. „Ich will von Ihnen erfahren, was Sie ist — was sie war,“ verbeisterte er sich. „Das kümmert niemanden als nur mich, schadet niemandem. Die Wahrheit muß ich wissen. Sie kann nicht sterben und mich in diesem Zustand des Schreckens zurücklassen. Sie müssen die Wahrheit für mich herausfinden! Sie müssen!“

Zum erstenmal küßte der Mann den Schleier von seiner Seele und ließ mich einen Blick in sein zerrissenes Inneres werfen. Ich mußte mich abwenden.

„Halten Sie das Licht höher,“ sagte ich mit gedämpfter Stimme und trat näher ans Bett. Sie war ein zartes Ding, und ich gewann den Eindruck, als ob sie in Gemütsruhe durchs Leben gegangen wäre, um den liebzigend heiteren Ausdruck, den der Himmel ihrem Antlitz verliehen, nicht einzubüßen. Ihre Augen waren geschlossen und eine Hand lag auf der Decke. Erschauert starrte ich sie an.

Er hielt das Licht näher: „Sie müssen!“ wispelte er. „Sehen Sie denn nicht, daß Sie müssen!“

„Ja, ich sah, daß des Mannes Verstand von meiner Handlungsweise abhängig war, daß sie an einem dünnen Faden hing und ihn zu verlieren drohte. Ich zog mein Vergrößerungsglas hervor und lehrte, mich verbeugend, sanft die Hand auf der Bettdecke um. Sie war noch warm. Ein Stoa an dieser offenen, heißen Hand interessierte mich. Unter des Mannes gequälten Atemzügen über meiner Schulter, bei dem schwandenden Lichtschein auf der stillen Gestalt, beugte ich mich noch tiefer nieder.“

„Genaustam den Schauer in meinen Gliedern herrschend, bannnte ich mein Auge auf die schmale, feine Hand, die den Luxus liebte, aber um der Liebe willen arbeitete, denn der Nagel des Zeigefingers war von Naturreichthum rauh und zerstoßen; ebenso die sich daranstreichende Haut. Es war ein armes, kleines Händchen.“

„Rasch, rasch,“ drängte leise der Mann. „Die bevorstehenden Charakterzüge — die müssen Sie schon herausgefunden haben. Quälen Sie mich nicht, Mensch!“

Feneston hielt inne. Weiter, weiter,“ hat Mrs. Graham und auf ihren bleichen Wangen glühten zwei rote Flecken.

„Die Hand war für mich, so weit es den Charakter ihrer Bestirnung betraf, ein offenes Buch,“ fuhr Feneston fort. „Dennoch schlatterten meine Gedanken nach allen Richtungen. Hundert Mutmaßungen blühten in mir auf. Dennoch wußte ich nichts Bestimmtes, es sei denn, daß meine Antwort für den Lieberlebenden neben mir von vitaler Bedeutung war.“

„Die Wahrheit,“ hörte ich ihn wispeln. „Was haben Sie gesehen?“

Da war mir, als bediente sich ein anderer meiner Stimme, während ich antwortete: „Ich sah aus allen Merkmalen heraus, daß ich die Hand eines sehr guten Weibes prüfte.“

Das Licht in seiner Hand fiel zu Boden und erlosch. Einen Aufschrei hatte ich bei dem Manne erwartet. Aber kein Laut kam ihm über die Lippen. Eine Hand streckte er aus, legte sie sanft auf ihren bloßen weichen Arm und reichte weich hinunter, bis er ihre Finger berührte. Dann kniete er nieder und begrub sein Gesicht in ihrer Rechten.“

„Waren Sie jemals Zeuge eines lautlosen Kummers?“ fragte Feneston. „Ich war dessen Zeuge. Ich hörte ihn in jener Nacht in dem kleinen Zimmer, hörte das Sighnen, das Schluchzen des Mannes, das ihm nicht über die Lippen kommen konnte. In einem Gefühl schauer Ergründung griff ich nach meinem Hut und wollte mich fortzuschleichen — da hielt er mich zurück.“

„Holt,“ rief er, und zu meiner Ueberraschung lag eine gewisse Hoffnungsfreudigkeit in seiner Stimme. „Ihre bin ich schuldig, Ihnen die Wahrheit zu sagen und sie vor einem etwaignen Verdacht zu schützen, den Ihnen mein Benehmen gegen sie einflößt haben mochte. Der Tod,“ fuhr er langsam fort, „ist nicht das Schlimmste. Sie ging für einen kurzen Zeitraum in den Aufstand der

Bewußtlosigkeit über, wohin ich ihr nicht folgen kann — aber verloren habe ich sie nunmehr nicht.“

Er zog das Leintuch über ihr junges Gesicht als wolle er es meinem Anblick entziehen, emzündete wieder die ausgelöschte Kerze, ließ mich Platz nehmen und die Hand auf ihrem bedeckten Arm, begann er:

„Vier Jahre waren wir verheiratet. Ich hatte ein Materialier, aber meine Kunst gab ich auf, um genug Brot zu verdienen, damit wir glücklich seien.“

„Ich wollte,“ sagte Feneston, „ich könnte Ihnen seine Worte wiederholen. Nur an das Wesentliche darin erinnere ich mich und hier und da an einen Satz.“

Sie hatte sich ihm als Modell angeboten, erzählte er. Ihr Widerstand, nach Hofe zu sehen, machte es unmöglich, in einer ständigen Stellung ihren Unterhalt zu finden. Er verpflichtete sie für Illustrationen, die er lieferte, und da lernten sie einander kennen. Bei ihm war es die Liebe auf den ersten Blick. Eine unbegrenzte, tiefe Leidenschaft, wie sie Männer seines Schlages manchmal überfällt. Er wußte nichts von ihrer Vergangenheit, von ihren Freunden, ihrer Eltern. Alle Fragen persönlicher Art dämmte sie. Durch zwei Jahre weigerte sie sich, ihn zu heiraten, obgleich, er darauf drang. Endlich gab sie nach, stellte aber eine Bedingung.“

„Eine Bedingung?“ wiederholte Mrs. Graham in atembeklemmender Spannung.

Feneston sah sie teilnehmenden Blickes an: „Zarwohl, eine Bedingung. Danach durfte er weder jetzt noch später nach ihrer Vergangenheit und was damit zusammenhing, fragen. Was auch kommen mochte, war ihm jede Frage über die Vergangenheit verboten.“

„Und er ging darauf ein?“

„Zarwohl,“ erwiderte Feneston. „Er heiratete sie. Durch zwei volle Jahre hatte er sie als ein rechtschaffenes, gutes, tugendhaftes und sanftes Weib kennen gelernt, und er heiratete sie. Die Ehe dauerte acht Jahre.“

Es verband sie eine ungetriebene Harmonie, erzählte er mir. An Leib und Seele eins, gebracht es ihnen wohl an irdischen Gütern, aber die Liebe machte sie reich. Seine Kunst war nicht einträglich. Als die Babies kamen, übernahm sie seine Näharbeiten, und er wurde Beamter in einem Bureau. Sie lebten in beschränkten Verhältnissen, aber nicht minder glücklich und zufrieden. „Ich erinnere mich,“ waren seine Worte, „daß sie eine Art Donatortüte für mich und ihr Glück an den Tag legte, was nachher meinen Verdacht auslöste — es war, als suchte sie eine Schuld an die Liebe zu zahlen. Können Sie begreifen,“ rief er heifer, „wie es möglich war, sie zu verdächtigen?“ Er zog das Leintuch von ihrem friedlichen Antlitz. „Um so mehr ein Mann, der, wie ich, so viel von ihr empfing, der sie mit seinen Kindern an ihrer Brust gehalten! Der ihre inneren, unschuldigen Gebanten Tag und Nacht erlauschte. Können Sie, der Kenner der menschlichen Seele, jene Ratter in uns ergründen, die Zweifel heißt?“

Wie mich der Verdacht packte, ob durch einen Blick oder durch ein Wort, weiß ich nicht. Inzuehem beobachtete ich lauernd jede ihrer Bewegungen, durchspähte ich ihr Tun und Lassen. Instinktiv wendeten sich meine Gedanken dem sonderbaren Versprechen zu, das sie mir aufgegebenen. Die Leidenschaft der ersten Jahre, die mir alle Selbstbeherrschung geraubt, hatte sich einigermassen gelegt. Ich sah in ihr ein Weib, das mir etwas zu verheimlichen hatte, und begann die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit ihrer Handlungen in Frage zu stellen. Hätte ich mein Gemüt in Worten erleichtert dürfen, sagte er, es wäre mir zum Heile gewesen. Sie hatte es mir unmöglich gemacht. „Wie von einem Dämon erfüllt, trieb es mich, die verbotene Frage an sie zu richten. Hundertmal im Tage lag sie mir auf den Lippen. Ich begann, meine Kinder zu bemitleiden. Ich sagte mir, ich hätte nicht das Recht gehabt, ihnen eine Mutter zu geben, von der ich nichts gewußt. Ich fühlte, daß ich ein Recht auf ihre Vergangenheit hatte, daß sie mich belogen und betrogen. Ich beschimpfte sie in meinem Innern!“

Eine Kinderstimme unterbrach ihn, die von der Halle kam.

„Papachen. . . Schläft Mama noch?“

Der Mann schloß die Augen, als wolle er nichts sehen und nichts hören. „Ja. . . sie schläft noch,“ sagte er. „Geh zu Madame.“

Wir warteten regungslos, bis das Geräusch der kleinen Fußstritte verhallt war. Dann sagte der Vater, als müßte er seinen Bericht beenden, ehe seine Fassung ihn verließ:

„Sie starb durch einen Unfall. Im Begriff, einer armen Frau eine Unterstützung zu bringen, wurde sie von einem Balken an einem Neubau an der Schläfe getroffen und sofort getötet. . . Vor vier Stunden brachte man sie heim.“ Er sah mir in die Augen. „Ihr Tod,“ sagte er leise, gestattete mir, ihr die letzte Schmach anzutun, deren ich fähig war. D, es war Wahnsinn! Aber als sie sie hierher legten, erlosch alles in mir, bis auf den einen Gedanken, daß

sie von ihnen ging, ohne mich über ihre Vergangenheit aufgeklärt zu haben, daß ich weiter zu leben hätte mit dem herzfreudigen Verdacht. Da fiel mein Blick auf das Abendblat. Es war wie Gottes Wille. Ich sa, das Schlagwort, das vor ihren Experimenten in der Kunst sprach, war die Hand zu lesen. . . das übrige wissen Sie. . . Ich brach mein Versprechen! Ein letztes Mal beidigte ich die Reinheit ihrer Seele. Aber jetzt. . . jetzt ist sie wieder mein. Ganz mein! Daran kann niemand rütteln. Nein!“

Er hörte mich nicht die Tür auf und wieder zu tun und mich entfernen. Denn er war der Erde entrückt und hat sie, die ihm nie etwas versagt hatte, um Verzeihung.

Feneston schwieg. Mrs. Graham bedeckte ihr Gesicht mit ihrer eingeschmückten Hand. Nach einer Pause bemerkte jemand aus der Gesellschaft: „Und Sie haben, bei Besichtigung der Handfläche, gleich erkannt, daß sie ein gutes Weib war?“

Lächelnd antwortete er ruhig: „D nein. . . das Gegenteil!“

„Wie?“

„Ich meine, daß sie ein Weib war, das ihr Leben in vollen Zügen genossen hatte.“

„Und Sie ließen ihn glauben. . .“

„Seine Gemütsverfassung war,“ die den Mann unglücklich machte,“ fiel Feneston ein, „nicht die Tatsache, wie die Frau in Wirklichkeit war. Glaube er an die Reinheit ihrer Seele, so wurde er dadurch glücklich. Zweifelte er an ihr, so litt er unglücklich. Daher gab ich ihm einfach den Glauben an sie wieder.“

„Mit einem Wort, sie verzeihen ihn in das Nordenparadies.“

„Auflassungssache,“ erwiderte Feneston. „Nach meiner Ansicht war die Vergangenheit Eigentum des Weibes, so wie seine Vergangenheit Eigentum des Mannes war. Nur auf ihre Gegenwart hatte er ein Recht — und nur die konnte sie ihm geben. Unsere Vergangenheit steht fest. Sie ist nichts weiter als ein Traum, der hinter uns liegt, an dem sich nichts ändern läßt. Soll es uns quälen, weil wir im Traum gebunden haben?“

Man lachte. Mrs. Graham erhob sich erregt. In ihren süßen Augen weiterleuchtete es, als sähe sie ein Wunder, an das sie nicht glaubte.

„Ich meine, was wir sind, gilt, aber nicht, was wir waren. Wir wir in der Gegenwart leben, aber nicht wie wir gelebt haben. Ich glaube, in jenem kleinen Gemach lag ein gutes Weib, das nicht nach unsterblich geordneten Wohlstand zu beurteilen war, ein Wesen mit reiner Seele, ein seltenes Weib, das von dem zweifelnden Gatten geübelt zu werden verdiente.“

Ein fast allgemeiner Widerspruch erhob sich unter den Gästen.

„Wenn Sie mit Ihrer Theorie durchdringen wollen,“ sagte einer der Herren, „so müssen Sie uns voreerst in Idealisten oder Wächter umgewandelt haben.“

Aber Mrs. Graham wandte Feneston ihr bleiches Gesicht zu, ohne ihre überströmenden Tränen zu verbergen. Unbewußt rückte sie ihm näher in anerkennendem Gehörnis dessen, was sie gewesen, was sie war oder sein wollte und wofür er ein umfassendes Verständnis besaß.

„Fürchten Sie jetzt noch?“ fragte er sanft.

Schweigend legte sie ihre Hand in die seinige.

Musketier Müller.

Skizze von Felix Freiherrn von Stenglin.

Es ist nachmittags. Der Beobachtungsposten hält im Schützengraben Ausgud. Er soll feststellen, wo die Mienen einschlagen, damit der Mienenwerfer danach eingestellt werden kann. Der junge Kriegsfreiwillige schäft eifrig hinaus. Im Vorjahre um diese Zeit war er eben zur Uni-versität gekommen, jetzt steht er schon seit Monaten im Westen gegen die Franzosen.

Ein und wieder geht's in den Laufgräben zurück zur Reserve, dann wieder für einige Tage nach vorn in die erste Linie. Dreimal täglich greifen die Franzosen an, morgens, mittags und abends, ohne Erfolg. Es ist, als fühlten sie nur das Bedürfnis, den Feind zu beschäftigen. Auf dieser Linie ist man ständig zwischen Leben und Tod, immer des Neuesten gewärtig. Knapp findet sich die Möglichkeit, das Essen herzubringen; es muß eine Stunde weit hinter den Gräben von den Feldküchen herangeholt werden, und diese Feldküchen kommen noch eine Stunde weit her.

Der junge Kriegsfreiwillige hält Ausgud. Zu diesem Posten melde er sich freiwillig. Nun gilt's. Er hat nur Sinn für seine Aufgabe. Er sieht kaum noch die erfahrenen Menschenleiber, die diese aufgewühlte Hölle dort zwischen dem eigenen Schützengraben und dem feindlichen aus Gassen anfüllen. Das ist die Strede, die niemand betreten kann. Man darf sie nicht hereinholen, um sie zu behalten, die gefallenen Kameraden, die toten Feinde.

Ein Offizier kommt heran, der Student macht ihm Meldung über seine Beobachtungen. Dann ver-

schwindet der Offizier wieder im Laufgraben.

Die Beobachtung war gut. Nach einer Weile sieht eine Mine im feindlichen Graben. Ein großer Frischer an der Stelle, wo eben noch lebende Menschen die Wache hielten.

„Der sah!“ ruft der Student unwillkürlich. Dann wirft er einen Blick seitwärts. Er weiß, dort ganz in seiner Nähe hockt ein Kamerad im Unterland. Der Beobachter lächelt ein wenig. „Müller IV!“ ruft er. „Mach Dich zurecht! Jetzt komm! Du ran! Verstanden? Die paar Granaten! Komm nur jetzt, es ist Zeit!“

Eine Helmspitze sieht aus dem Unterland, mehr nicht. . .

Müller war dabei ein friedlicher Schreiber gewesen, ist ein etwas schmächtiges Kerlchen. Er kann sich an das Geschleße nicht gewöhnen.

Eine Weile vergeht, da ruft der da vorn zum zweiten Male. Er weiß, es ist graumal! Und man muß seine Kameraden erziehen, ihre Entschlußkraft härten, wenn es geht. Aber Müllers Wille ist nun einmal, wie's scheint, einer Erhebung nicht fähig. Wenn müht er damit, wenn er sich mutwillig der Gefahr aussetzt? Sich selbst gewiß nicht! Und den anderen? Da sind ja genug, die sich melden. Aber nun, da er wiederholt gerufen wird, zweifelt er doch, ob er nicht muß. Er ist noch nicht so sehr lange dabei.

Der Student späht wieder aus. Flüchtig kommt ihm der Gedanke an Vater und Mutter daheim, an sein liebes Mädchen. . . Und der da hockt immer noch im Unterland.

„Müller, jetzt mach Dich aber zurecht!“ ruft er wieder. „Noch zwei Minuten! Ich habe keine Lust mehr, muß mich ausruhen. . . Nach eine Minute! . . . Müller, hörst Du? Jetzt ist die Zeit vorbei, jetzt mußt Du ran!“

Er blüht vor Freude. Vorsichtig schließt Mustertier Müller IV seinen Kopf nach rückwärts aus dem Unterland. Schmal und weiß sein Gesicht, die Augen groß aufgerissen. Da tut's dem anderen leid. Er fühlt sich dem Kameraden so unendlich überlegen, daß er ihn freiläßt.

„Na, laß nur, brauchst nicht zu kommen. Werd's es für Dich mitmachen! Da siehst Du, was Kameradschaft ist.“

Müller zieht sich zurück.

Abends kommt der übliche Angriff der Franzosen. Das Feld des Todes nimmt neue Opfer auf. Dort liegen sie zwischen den Linien, von Handgranaten zerrissen, von Geschossen tödlich getroffen. Auch auf der eigenen Seite gibt's Verluste. Der Unteroffizier verundet hinter dem Graben, mitten im Feuer der Feinde. Das Blut strömt aus einer schweren Armwunde. Nicht gleich ist einer zur Hand. Sie haben mit der Abwehr der Feinde zu tun, mancher mag auch den Schützengraben noch für sicherer anfehen, als die Stelle, wo der Verwundete liegt. Man ist nicht in jeder Minute ein Held, und die Besinnung geht wohl in der Hitze des Kampfes einmal verloren.

„Verbindet mich denn keiner?“ ruft der Unteroffizier laut. Er kann sich nicht mehr erheben. . .

Der Student blüht sich um. Neben dem Unteroffizier kniet im feindlichen Feuer Müller. Er hat da Verbandspäckchen herausgeholt und verbindet den zerschmetterten Arm des Verwundeten so ruhig, wie bei einer Sanitätsübung. —

Nun ist es Nacht. Fern noch immer Geschüßdonner. Hier ist es still geworden. Der Wind weht durch die kalten, zerplatzerten Äste der Bäume, die paar Stämme, die das Feuer stehen ließ.

Einige halten Wache, andere liegen im Unterland und versuchen ein wenig zu schlafen, damit sie morgen früh zum nächsten Ansturm frisch sind. Nun ist nicht in jeder Minute ein Held, und die Besinnung geht wohl in der Hitze des Kampfes einmal verloren.

„Verbindet mich denn keiner?“ ruft der Unteroffizier laut. Er kann sich nicht mehr erheben. . .

Der Student blüht sich um. Neben dem Unteroffizier kniet im feindlichen Feuer Müller. Er hat da Verbandspäckchen herausgeholt und verbindet den zerschmetterten Arm des Verwundeten so ruhig, wie bei einer Sanitätsübung. —

Nun ist es Nacht. Fern noch immer Geschüßdonner. Hier ist es still geworden. Der Wind weht durch die kalten, zerplatzerten Äste der Bäume, die paar Stämme, die das Feuer stehen ließ.

Einige halten Wache, andere liegen im Unterland und versuchen ein wenig zu schlafen, damit sie morgen früh zum nächsten Ansturm frisch sind. Nun ist nicht in jeder Minute ein Held, und die Besinnung geht wohl in der Hitze des Kampfes einmal verloren.

„Verbindet mich denn keiner?“ ruft der Unteroffizier laut. Er kann sich nicht mehr erheben. . .

Der Student blüht sich um. Neben dem Unteroffizier kniet im feindlichen Feuer Müller. Er hat da Verbandspäckchen herausgeholt und verbindet den zerschmetterten Arm des Verwundeten so ruhig, wie bei einer Sanitätsübung. —

Nun ist es Nacht. Fern noch immer Geschüßdonner. Hier ist es still geworden. Der Wind weht durch die kalten, zerplatzerten Äste der Bäume, die paar Stämme, die das Feuer stehen ließ.

Einige halten Wache, andere liegen im Unterland und versuchen ein wenig zu schlafen, damit sie morgen früh zum nächsten Ansturm frisch sind. Nun ist nicht in jeder Minute ein Held, und die Besinnung geht wohl in der Hitze des Kampfes einmal verloren.

„Verbindet mich denn keiner?“ ruft der Unteroffizier laut. Er kann sich nicht mehr erheben. . .

Der Student blüht sich um. Neben dem Unteroffizier kniet im feindlichen Feuer Müller. Er hat da Verbandspäckchen herausgeholt und verbindet den zerschmetterten Arm des Verwundeten so ruhig, wie bei einer Sanitätsübung. —

Nun ist es Nacht. Fern noch immer Geschüßdonner. Hier ist es still geworden. Der Wind weht durch die kalten, zerplatzerten Äste der Bäume, die paar Stämme, die das Feuer stehen ließ.

Einige halten Wache, andere liegen im Unterland und versuchen ein wenig zu schlafen, damit sie morgen früh zum nächsten Ansturm frisch sind. Nun ist nicht in jeder Minute ein Held, und die Besinnung geht wohl in der Hitze des Kampfes einmal verloren.

„Verbindet mich denn keiner?“ ruft der Unteroffizier laut. Er kann sich nicht mehr erheben. . .

Der Student blüht sich um. Neben dem Unteroffizier kniet im feindlichen Feuer Müller. Er hat da Verbandspäckchen herausgeholt und verbindet den zerschmetterten Arm des Verwundeten so ruhig, wie bei einer Sanitätsübung. —